

Interview mit Dr. Inge Jens

Das Interview wurde am 16. März 2004 von Christine Schick geführt

Christine Schick: Mich interessiert wie die Bedingungen am Anfang waren in der Familie. Ob Ihre Eltern das gefördert haben, ob sie Sie psychisch und finanziell unterstützt haben?

Inge Jens: Von der Sache her war völlig klar, dass ich studieren würde, es war auch meinen Eltern klar. Ich war in der Schule gut und denke sie hätten eher Schwierigkeiten gehabt, wenn ich plötzlich gesagt hätte, ich will nicht studieren. Sie waren sehr liberal, und sie hätten sich auf jeden vernünftigen Vorschlag eingelassen. Das mal vorweg. Finanziell konnten sie mich in Hamburg dadurch unterstützen, dass ich freie Kost und freies Wohnen hatte. Ich war Hamburgerin und wohnte zu Hause und für eine Monatskarte zur Universität reichte es. Ich habe immer gearbeitet, mir Taschengeld dazuverdient. Mein Vater war damals inhaftiert oder gerade zurückgekommen und finanziell ging's uns nicht gut. Als ich später nach Tübingen ging, hatte mein Vater gesagt: ein Semester kann ich Dir bezahlen, aber länger nicht. Und als ich dann hier bleiben wollte, habe ich mir das fehlende Geld verdient. Ich habe hundert Mark von meinen Eltern gekriegt. Das war wesentlich mehr als es heute ist. Aber es reichte nicht zum Leben, die Miete allein kostete 35 Mark. Und geheizt musste werden und gelebt musste werden und Bücher mussten angeschafft werden. Da habe ich dann eben gearbeitet. In den Semesterferien, denn während des Semesters– wie das heute üblich ist – war das doch ziemlich undenkbar.

Christine Schick: Weil man vielmehr Zeit an der Universität verbracht hat?

Inge Jens: Ja, und weil kein Dozent darauf eingestellt war. Der hätte mich groß angeguckt, wenn ich gesagt hätte: Hören Sie, ich musste gestern arbeiten. Da hätte er gesagt, was soll das? Wenn Sie arbeiten wollen, dann arbeiten Sie in den Semesterferien. Es wäre so gut wie kein Student darauf gekommen, während des Semesters zu arbeiten. Natürlich, man konnte Babysitten und ähnliche Sachen machen. Kein Mensch hat acht Stunden eine Vorlesung nach der anderen gehört. Es war schon was möglich, aber so viel, dass man davon leben konnte [war es nicht], [da] brauchte es eben doch etwas mehr Arbeit am Stück. Und das war ja dann lange üblich, hier. Die Studenten sind zu Mercedes gegangen, zu Daimler und sonst wohin. In den Semesterferien haben immer viele gearbeitet. Da ist niemandem ein Zacken aus der Krone gefallen....

Christine Schick: Was haben Sie gemacht? [Wo haben sie in den Semesterferien gearbeitet?]

Inge Jens: Ich habe in der Firma Schweikardt Fässer ein- und ausgebucht. Das war eine Essigfabrik, die es nicht mehr gibt, in der Reutlinger Strasse. Die hatten auch einen Vertrieb. Der Essig wurde zu den Gastwirtschaften und zu den Läden oben auf der Alb gebracht: In Fässern. Diese Fässer hatten Nummern und ich musste die Nummern ein- und ausbuchen. Wenn sie rausgingen, bekam ich die Meldung: Fass-Nummer XY ist heute nach Großengstingen oder sonst wohin gegangen, und dann musste ich das feinsäuberlich eintragen. Solche Fässer waren natürlich große Werte, und über ihren Standort musste Rechenschaft gelegt werden. Ich habe damals alle Orte der Alb kennen gelernt. Zunächst mal dem Namen nach; später bin ich dann mit dem Rad ein bisschen hinterhergefahren und habe geguckt, wo denn meine Fässer alle hingegangen waren. Das Registrieren war nicht sehr interessant, etwas ermüdend, aber insgesamt nicht unfreundlich. Die Leute waren nett, und ich habe da nicht gelitten. Es war mir wichtig, einmal Einblick in die

Situation der sogenannten werktätigen Bevölkerung zu gewinnen. Aber ich wäre nicht sehr glücklich gewesen, wenn ich das mein ganzes Leben hätte machen müssen. In den Semesterferien war es eine neue Erfahrung, ich kam auch mit Leuten anderer Schichten zusammen und mit den Schwaben sowieso. Die Landschaftsverbundenheit war damals noch ganz stark. Ich habe ein bisschen schwäbisch gelernt, weil ich mich sonst gar nicht hätte unterhalten können. Geredet habe ich natürlich hochdeutsch, aber ich habe gelernt, schwäbisch zu verstehen. Die Arbeit habe ich ein paar Semesterferien gemacht. Ich weiß gar nicht mehr wie lange. Aber jedenfalls: das war in Ordnung, und dadurch konnte ich in Tübingen bleiben. Dann habe ich relativ bald geheiratet. Ich bin nach Tübingen gekommen zum Sommersemester 1949. Und habe geheiratet im Februar 1951. Also anderthalb Jahre später.

Christine Schick: Wie kam es zu dem Entschluss, nach Tübingen zu gehen?

Inge Jens: Mein Vater hatte in Tübingen studiert. Er hatte noch die Vorstellung, dass ein Student wechseln sollte. Die ersten Semester war es ganz klar, dass ich in Hamburg bleiben musste, da war er auch noch nicht wieder zu Hause. Aber nachdem er zurück war, hatte er das Gefühl, das Kind sollte jedenfalls einmal raus. Sie soll einmal sehen, wie's woanders ist. Wie's an anderen Unis zugeht, soll mal andere Lehrer hören. Aber es war völlig klar, dass ich nach Hamburg zurückkehren würde. Jedenfalls im Lebensplan meiner Eltern. Doch von zuhause aus habe ich keine Schwierigkeiten gehabt, als ich sagte, ich würde noch gerne ein weiteres Semester in Tübingen bleiben und später noch eins. Es war allenfalls ein finanzielles Problem. Und da standen auch meine Eltern auf dem Standpunkt, wenn sie ein weiteres Semester bleiben will, dann soll sie arbeiten. Da waren sie nicht kleinlich. So sind wir sind erzogen worden: Arbeit schändet nicht und sich woanders umzutun, war sowieso in Ordnung.

Christine Schick: Ihre Geschwister konnten die später auch studieren?

Inge Jens: Mein Bruder hat Jura studiert. Wir sind drei Mädchen, ich bin die älteste, mein Bruder das dritte Kind. Meine Schwestern wollten nicht studieren. Sie haben relativ schnell geheiratet, waren aber zunächst berufstätig. Aber meine Eltern hätten es irgendwie möglich gemacht, dass alle vier Kinder hätten studieren können, wenn sie es denn gewollt hätten. Sie waren sehr liberal und die Kinder sollen das machen, was ihnen Spaß machte. Und sie hatten auch nicht das Gefühl, dass die Mädchen sofort heiraten müssten. Im Gegenteil, sie sollten zunächst einen Beruf haben, um auch unabhängig von einem Mann existieren zu können: In einem Beruf, den sie sich freiwillig gewählt hatten, der ihnen Spaß machte.

Christine Schick: Das ist schön.

Inge Jens: Ja, von zu Hause aus habe ich keinerlei Schwierigkeiten gehabt.

Christine Schick: An sich war ja der Wunsch da, Medizin zu studieren. Waren Sie dann irgendwann traurig, das nicht weiterverfolgt zu haben?

Inge Jens: Eigentlich nicht. Zunächst war ich natürlich ziemlich verzweifelt, dass ich keine Zulassung kriegte zur Medizin. Aber ich hatte mein Leben lang gern gelesen und war gern zur Schule gegangen. Und als es dann hieß, ein Studium in der philologisch-philosophischen Fakultät wäre möglich, dachte ich: gut, dann machst Du das. Es hat mich in einer Weise geschmerzt, weil ich an dem Beruf der Ärztin gehangen hatte, aber wie die Fakten nachher gezeigt haben, eben doch nicht so, dass ich mit letzter Kraft versucht hätte, das auf jeden Fall irgendwann zu erreichen.

Ich habe mich dann auch in dem neuen Ambiente wohlfühlt. Ich fand interessant, was ich lernen durfte, lernen musste, lernen sollte. Am Anfang habe ich mir immer noch gesagt, Medizin machst Du später, jetzt mach das [erste Studium] mal fertig. Sonst hast du unter Umständen später gar keinen Abschluss. Aber ich habe die Medizin dann mehr und mehr aus dem Blick verloren. Ich habe später, als ich schon lang promoviert hatte, noch mal dran gedacht, als Zweitstudium Medizin zu machen. Aber das war mir dann doch zu aufwendig, und ich habe dann lieber Sozialpädagogik studiert. Das war überschaubarer.

Christine Schick: Sie haben noch ein Zusatzstudium?

Inge Jens: Ja, ich habe nach vielen Jahren noch mal studiert. Neunzehnhundert, oh Gott, wann war denn das? 1968 muss das gewesen sein. Mitte der 60er Jahre ungefähr habe ich noch mal sechs oder sieben Semester Sozialpädagogik studiert. Ich kam dann in die achtundsechziger Phase und in den Studentenboom an den Universitäten rein. Und eines Tages baten mich Andreas Flitner und Hans Tiersch, bei denen ich studiert hatte, Geschichte der Pädagogik zu lehren. Eigentlich wollte ich weiterstudieren und Examen machen, aber Hans Tiersch sagte zu mir: „Wir haben nicht genug Dozenten. Kannst Du uns nicht helfen? Was willst Du mit einem zweiten Doktor, den Du Dir allenfalls auf die Visitenkarte setzen lassen kannst? Ist es nicht viel vernünftiger, Du lernst weiter, indem Du lehrst?“ Ich wollte eigentlich in die Familienberatung, in dieser Richtung weitermachen. Aber dann habe ich eben unterrichtet. Ich war immer relativ flexibel, nicht besonders fanatisch. Wie gesagt, Familienberatung hätte mich interessiert, aber jetzt Geschichte der Pädagogik zu unterrichten, ein konkretes Angebot, interessierte mich auch. Und dann habe ich gesagt: gut, ich mach das.

Christine Schick: Und das war alles in Tübingen?

Inge Jens: Das war alles in Tübingen. Ich hatte auch vor meiner Uni-Tätigkeit gearbeitet, hatte z.B. Editionen gemacht. Ich war verheiratet, hatte ein Kind, und – das war entscheidend – ich war nicht darauf angewiesen, mit meiner Arbeit Geld zu verdienen. Ich musste nicht für meinen Unterhalt sorgen. Ich hatte einen Mann, der war damals APL oder AO, aber verdiente ausreichend. In so fern ist es mir immer gut gegangen, ich konnte meistens das machen, wozu ich Lust hatte. Ich hatte meine ersten Editionen schon relativ früh gemacht, Ende der 50er. Das hatte mir großen Spaß gemacht, und auf diesem Gebiet hatte ich auch einen gewissen Namen. Ich hatte Briefe von Thomas Mann an Ernst Bertram ediert, die von dem Starkritiker Friedrich Sieburg sehr gut in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung besprochen worden waren. Das hat mir in der „Szene“ ein gewisses Renommee verschafft – für dieses Gebiet. Und ich hatte noch eine zweite Edition gemacht mit der es auch sehr gut gegangen war. Aber dann kam die Idee mit der Sozialpädagogik. Ich hatte das Gefühl, ich will mal etwas Praxis machen. Ich merkte nach der Geburt unseren zweiten Kindes, dass sich die pädagogische Landschaft ziemlich verändert hatte und dass die Anforderungen an die Eltern sich geändert hatten. Ich hatte ja schon einmal Pädagogik studiert, aber mehr im Sinn einer historischen Wissenschaft. Jetzt interessierte sie mich als Instrument zur Lösung sozialer Probleme. Als Lehrbeauftragte versuchte ich, beide Interessen miteinander zu verbinden.

Christine Schick: Welcher Fakultät gehörten Sie denn nun an?

Inge Jens: Der philosophischen, die mich promoviert hatte. Fachbereiche gab's erst etwas später, nach 1968, Anfang der 70er. Ich habe bis ca. 1973/74 unterrichtet. Dann bot sich eine neue Chance. 1977 wurde Tübingen 500 Jahre alt, und zu diesem Ereignis 1977 hatte mein Mann den

Auftrag vom Präsidenten bekommen, die Geschichte der Universität zu schreiben. Er hatte zugesagt unter der Bedingung dass ich mitmachen könne, weil er wenig Interesse für Archivarbeit hat. Er fühlt sich in Archiven nicht sehr wohl: Handschriften zu entziffern fällt ihm schwer. Er hat lieber die Texte, mit denen er arbeiten soll, leserlich vor sich. Während ich – das hatte ich ausprobiert, weil ich für meine Editionen zum Teil in Marbach und auch sonst viel mit Handschriften gearbeitet hatte – Spaß an solcher Arbeit habe. Ich lese handschriftliche Texte relativ gut. Und so habe ich dann die Lehrtätigkeit an der Uni aufgegeben und drei Jahre lang im Universitätsarchiv gearbeitet, um die Dokumente für die Universitätsgeschichte durchzusehen, die wir bis 1977 geschrieben haben.

Christine Schick: Und Sie wollten Pädagogik und Archiv nicht parallel machen?

Inge Jens: Nein, das hätte ich nicht gekonnt. Ich hatte ja Pädagogik nur im Nebenfach studiert, ich hatte wirklich wenig Ahnung. Ich habe für meine wöchentlichen Doppelstunden, die ich zweimal halten musste, weil der Andrang der Studenten so groß war, immer die ganze Woche intensiv gearbeitet. Das wäre neben der Archivarbeit nicht zu schaffen gewesen. Das Angebot mit meinem Mann zusammen etwas zu machen war natürlich verlockend. Und so bin ich dann drei Jahre lang, jeden Morgen ins Archiv gegangen. Das war eine Tätigkeit, die gut mit den Familienpflichten vereinbar war. Der Große war inzwischen auf dem Uhlandgymnasium. Die Schule fängt hier um viertel vor acht an. Und um viertel nach sieben versammelten sich alle Kinder der Nachbarschaft bei uns, ich packte sie in mein Auto und fuhr zur Schule und anschließend weiter zum Universitätsarchiv. Dann habe ich gearbeitet bis die Kinder wieder kamen. Gegen viertel nach zwölf war die Schule aus. So zwischen halb eins und eins holten mich die Kinder im Archiv ab, und ich fuhr sie heim. In der Zwischenzeit hatte meine Nachbarin, deren Sohn ich auch zur Schule mitnahm, meinen Herd angestellt, so dass wir um ein Uhr essen konnten. Im Lauf des Nachmittags habe ich dann das Essen für den nächsten Tag präpariert. Meistens Aufläufe, so dass ich's in den Herd stellen konnte, den Frau Bonhoeffer anknipste. Jetzt habe ich so ein Automatikding, aber das gab's damals noch nicht.

Christine Schick: Gute Logistik.

Inge Jens: Ja die Logistik war gut, und es funktionierte auch in der Nachbarschaft gut. Drei Jahre haben wir an diesem Buch gearbeitet. Geschrieben hat es dann mein Mann, aber ich habe ihm die Dokumente transkribiert und bereit gestellt. Wir haben noch zusammen disponiert und auch heftig diskutiert, aber er hat geschrieben. Ich habe dann wieder korrigiert, durchgesehen, kollationiert usf. und das Buch ist pünktlich zum Jubiläum erschienen. Das war die Geschichte der Universität. Und danach, ja, was habe ich eigentlich danach gemacht, das war 1977...? Ja dann kam schon bald Inge Scholl mit der ‚Weißen Rose‘. Mit den Briefen von Hans und Sophie Scholl. Inge Scholl hatte zunächst meinen Mann gefragt, aber er wollte keinesfalls edieren. So habe dann ich es getan, und ich habe es gern gemacht und mich sehr intensiv mit studentischem Widerstand und ‚Weißer Rose‘ befasst. Später kamen dann die Tagebücher von Thomas Mann – d.h. die Edition dieser Diarien. Das war natürlich das Beste, was man haben konnte. Die Arbeit war nicht nur sehr interessant, sondern auch in der Zunft hoch angesehen. Schlecht bezahlt, aber das brauchte mich nicht zu tangieren. Außerdem war ich es gewohnt. An der Universität bekam ich im Semester, zweihundert sieben und siebenzig Mark fünfzig. Das war wirklich saumäßig bezahlt. Ich habe meinen Studenten auch immer gesagt, ich kann Euch auch nur unterrichten, weil ich einen gut verdienenden Mann habe. Wenn ich von meinem Verdienst leben müsste, ginge das nicht. An Thomas Manns Tagebüchern habe ich zehn Jahre lang gearbeitet.

Was habe ich dann gemacht? Ich weiß es nicht mehr genau, alles Mögliche auf dem editorischen Sektor, auch kleinere Sachen mal, Vorträge. Und dann jetzt diesen Bestseller. Das war, wenn auch nicht der Abschluss, dann doch die Krönung, das werden wir nicht wiedererlangen. Der Erfolg war übrigens völlig unerwartet. Ich hatte zufällig mal Briefe von Katja Mann in die Hand bekommen bei einem meiner vielen Archivbesuche damals, als ich noch an den Tagebüchern arbeitete und dachte, es wäre eigentlich ganz interessant, sich mal näher mit dieser Frau zu beschäftigen, die so wunderbare Briefe schreibt: so witzig und präzise! Ein reines Vergnügen. Ich wollte eigentlich eine Briefedition machen und sah dann, dass das aus verschiedenen Gründen nicht gut möglich war. Die Briefe waren immer hinreißend, aber nur zur Hälfte allgemein interessierend: Der erste Dienstbotenkrach ist lustig zu lesen. Der zweite: da sagt man, na gut, das hatten wir doch schon mal, aber der dritte und vierte... da wird's langweilig. Und dann waren wir im Schwarzwald und haben einen Freund besucht der – ein Germanist – sagte: „Wenn Sie meinen eine Briefedition ist nicht möglich, warum schreiben Sie keine Biographie über Katja Mann?“ Ja, warum nicht. Ich wollte eigentlich nie schreiben. Ich bin keine Schriftstellerin, die Phantasie ist bei mir schwach ausgeprägt. Aber dann habe ich einfach angefangen. Und ich fand so wunderbare Materialien und erzählte meinem Mann so begeistert, dass er sagte: „Wollen wir das nicht zusammen machen?“. Der Vorschlag gefiel mir; nicht zuletzt, weil ich denke, dass eine Frau, die sich so über ihren Mann definiert hat wie Katja Mann es getan hat, natürlich besser von einem Ehepaar zu erfassen ist, als nur von einer Frau alleine. Aber dass das Buch dann ein solcher Erfolg werden würde, hätten wir natürlich nicht im Traum gedacht: Ein Jahr auf den Bestsellerlisten, 200 000 Stück, du lieber Gott.

Christine Schick: Es gab ja auch so eine Dokumentation vorher im Fernsehen.

Inge Jens: Ja. Die hat uns natürlich den Weg geebnet. Der Breilöer-Film, diese dreiteilige Semi-Dokumentation, hat die Personage unseres Buches weithin bekannt. Fast die gesamte Nation hat diesen Film gesehen oder jedenfalls Teile draus. Und das hat uns ungeheuer geholfen. So ein Glück werden wir nicht wieder haben. Aber trotzdem kümmere ich mich jetzt um die Mutter, Hedwig Pringsheim, die Ihrerseits eine Tochter der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm ist, Schauspielerin in Meiningen war und einen interessante und ergreifende Biographie hat. Sie heiratete Alfred Pringsheim, Sohn reicher Juden aus Schlesien, die sich ein unglaubliches Palais in Berlin hingestellt haben, in der Wilhelmstrasse, also wirklich teuerste Gegend. Alfred Pringsheim lehrte Mathematik in München und führte ein gesellschaftlich hoch angesehenes Haus: Treffpunkt der ersten Künstler der Zeit. Und das Ende dann: Flucht in die Schweiz, 1939, buchstäblich in letzter Minute. Was hat man diesen Leuten angetan! Nichts Spektakuläres, sie sind in keinem KZ gewesen, sie haben „nur“ dreimal die Wohnung wechseln müssen. Wenn Sie das dann lesen.... Ich habe noch ein paar Tagebücher gefunden und möchte darüber gern noch schreiben. Ich hoffe, dass mein Mann wieder mitmacht, mal sehen, ob ich ihn dafür begeistern kann. So, da haben sie den Kurzabriss. Was Frauen angeht, denen ich während meines Studiums begegnete... in Hamburg gab es eine Frau, eine Germanistin, die damals Assistentin war. Das war die einzige Frau an der Universität, die ich als Studentin getroffen habe. Sie galt als ungeheuer intelligent: Wenn man irgendetwas nicht wusste, konnte man sie fragen, sie wusste alles und war pädagogisch recht talentiert. Leider habe ich kein Proseminar bei ihr gemacht. Am Anfang gab sie keine Seminare, und später war ich dann schon wieder weg. Aber ich habe sie nach vielen, vielen Jahren wieder getroffen: Ingrid Strohschneider-Kohrs, Germanistin.

Christine Schick: Eine Germanistin?

Inge Jens: Ja, eine Germanistin, sie ist dann in Münster, München und was weiß ich wo überall gewesen. Sie hat ihren Weg gemacht, als Wissenschaftlerin. Das war aber damals schon klar.

Sonst sind mir eigentlich erst in der späteren Tübinger Zeit – als Kollegenfrau sozusagen – Kolleginnen meines Mannes begegnet.

Christine Schick: Wie war denn generell das Verhältnis zwischen Dozenten und Studentinnen und auch Mitstudenten? Kann man da rückblickend irgendwas feststellen?

Inge Jens: Ja, schon es war distanzierter, damals. Man hatte Freunde, aber im Allgemeinen siezte man sich. Das duzen war unter Studenten überhaupt nicht üblich. Wenn man sich duzte, dann erst nach einiger Zeit und „mit Vorsatz“. Es war eine Entscheidung: Mit diesen Menschen willst Du ein etwas engeres Verhältnis eingehen. Aber sonst war das nicht üblich. Ich denke, dass es am Anfang wesentlich mehr Studenten als Studentinnen gab, durch die heimkehrenden Soldaten. Ja auch hier in Tübingen waren es am Anfang mehr Männer als Frauen. Aber die Frauen holten dann recht rapide auf. Namentlich auf dem Sektor der Philologie, sprich des Lehrstudiums. Doch ich gehörte nur bedingt zu den Lehrer-Studenten. Ich wollte nach meiner Heirat kein Staatsexamen mehr machen.

Christine Schick: Wie heißt denn dann der Abschluss?

Inge Jens: Promotion. Das gab es damals noch: Sie konnten wählen – Staatsexamen oder Promotion. Oder: Staatsexamen und Promotion. Das war in Ihr Belieben gestellt, aber ein Abschluss – Magister gab's damals noch gar nicht – war keine Voraussetzung für die Promotion. Staatsexamen war eigentlich eine berufsqualifizierende Ausbildung, die Promotion war ein mehr wissenschaftlich qualifizierender Abschluss. War also eher für eine Bewerbung innerhalb der Uni. Gesetzt den Fall, ich hätte es gewollt und es wären Stellen ausgeschrieben gewesen (das heißt damals waren die Stellen glaube ich, gar nicht mal [offiziell] ausgeschrieben), hätte ich mit der Promotion irgendwo Assistentin werden und mich habilitieren können. Da hatte ich übrigens ein Angebot von Hans Mayer in Hannover, ich hätte mich da habilitieren können. Aber es war eigentlich nicht mein Weg: die reine Wissenschaft hätte mich nicht interessiert. Ich war sehr glücklich mit meiner Editionstätigkeit. Das war Praxis, das war auch Geschichte, die mich immer stärker interessierte. Ex post würde ich sogar sagen, ich habe die falschen Fächer studiert.

Christine Schick: Also anstatt Philosophie und Literaturwissenschaft, würden Sie jetzt sagen, wäre Geschichte viel wichtiger gewesen?

Inge Jens: Ja, ich hätte Literatur und Geschichte machen sollen. Geschichte wahrscheinlich als Hauptfach, das wäre für mich das Interessanteste gewesen. Aber wenn Sie irgendwo gelernt haben, zu lernen, können Sie das nacharbeiten. Das ist kein Problem. Es gibt Bücher und Sie können, zumal, wenn Sie in Tübingen leben, sich in jede Vorlesung setzen. Als Kollegenfrau ist es noch leichter. Ich konnte wirklich in jedes Kolleg gehen. Und ich habe gesehen: Was mich interessiert, liegt an der Grenze zwischen Literaturwissenschaft und Geschichte, siehe Thomas Mann Tagebücher oder siehe auch Weiße Rose. Ich bin immer mehr in den Bereich der Geschichte gegangen, natürlich auch, wenn sie so wollen, unprofessionell: Ich habe nicht rein historisch gearbeitet. Es interessierte mich ein konkretes Schicksal oder das Schicksal einer Gruppe, und dem bin ich dann nachgegangen, sowohl im literarischen als auch im historischen Kontext.

Christine Schick: Also auch die Biographie....

Inge Jens: Biographie ist natürlich ideal.

Christine Schick: Am Anfang haben Sie gesagt, waren es mehr Männer die studiert haben, haben die sich anders verhalten Ihnen gegenüber als ihren Kollegen?

Inge Jens: Nein. Ich hatte mit Männern ein gleich angenehmes, sehr kameradschaftliches Verhältnis, wie mit Frauen. Gewisse Leute lagen mir nicht, klar, aber da war's relativ egal, ob's Männer oder Frauen waren: gewisse Arten, sich zu geben, lagen mir nicht – weder bei Männern noch bei Frauen. Aber sonst, nein, es war mir immer relativ egal, ob ich, mit Männern oder Frauen zusammen studierte. Ich wollte mich unterhalten, die Partner mussten interessant sein. Vielleicht hatte ich ein bisschen Präferenz für die Männer, weil die Männer im allgemeinen älter waren. Als ich anfang zu studieren, 1947 im Winter, war ich gerade zwanzig Jahre alt, und die Männer waren eigentlich alle ein ganzes Stück älter: 25, 26, 27, und es waren auch noch Dreißigjährige drunter. Die hatten einen ganz anderen Erfahrungshorizont. Die hatten auch einen ganz anderen Erfahrungshorizont hinsichtlich des Nationalsozialismus. Sie waren fast alle Soldaten gewesen und hatten auch andere Erfahrung hinsichtlich der Theologie. Ich wurde von einem Freund schon vor dem Studium in die Hamburger Studentengemeinde mitgenommen. Das war ungeheuer interessant, eindrucksvoll und auch prägend, weil da Dinge wie die Kriegsschuldfrage diskutiert wurden, von denen ich wenig wusste. Es waren die Älteren, die mir auch mal ein Buch zu lesen gaben, z.B. auch die modernen Amerikaner, die Franzosen, aber auch die verfemten Deutschen. Unter den Älteren war auch die eine oder andere Frau, aber vorwiegend waren es Männer.

Christine Schick: Wie war's mit den Dozenten?

Inge Jens: Da habe ich eigentlich auch die Älteren lieber gehabt, die Erfahrenen. Sehr eindrücklich ist mir Wilhelm Flitner gewesen, der Vater des hiesigen Pädagogen, Andreas Flitner. Wilhelm Flitner war auch Pädagoge und las damals in Hamburg über abendländische Bildungsgeschichte. Von Cluny, über ein halbes Jahrtausend hinweg. Das war faszinierend. Da gingen mir erst mal Zusammenhänge auf: wie sich geistig eins aus dem andern entwickeln kann, welche Beeinflussungen es gibt, was geistige Auseinandersetzungen sind; das habe ich dort gelernt. Auch bei dem von mir an sich recht wenig geschätzten Literaturprofessor Pyritz, der in seinen Seminaren unausstehlich gewesen sein soll, habe ich mit Gewinn Vorlesungen gehört: Über den Ackermann aus Böhmen... doch das war eindrucksvoll: Barock- und Renaissanceliteratur, alles Bücher mit sieben Siegeln bis dahin. Bei jüngeren Dozenten, habe ich Seminare gemacht. Bei Karl Stackmann zum Beispiel, Mittelhochdeutsch. Der war didaktisch gut, hatte das Gefühl – völlig richtig: erstes Semester, die müssen Bibliotheken kennen lernen. Er stellte uns von mal zu mal Fragen. Ich weiß gar nicht mehr, was das Thema des Seminars war. Jedenfalls gab es Fragen wie zum Beispiel „Wie heißt man eine Burg im Mittelalter?“, die wir zum nächsten Mal beantworten mussten. Das war natürlich gescheit, denn da kamen wir erst einmal mit den Reallexika in Verbindung, da mussten wir nachschlagen. Mussten uns orientieren, wie macht man das, wie kriege ich raus, wie man eine Burg im Mittelalter heißt? Und so auf der Ebene. Vielleicht wurde damals sogar mein editorisches Interesse geweckt: So eine Art gehobenes Kreuzworträtsel, das hat mir ganz gut gefallen. Außerdem: Man hatte vorweisbare Ergebnisse und erfuhr staunend, was die Welt schon alles wusste, und was man alles, wenn man wusste, wo, erfahren konnte. Das ist ja auch ein Geheimnis des Studiums, dass man lernt, wo man was findet und wie man sich schnell orientieren kann. Das habe ich damals gelernt. Geistig prägend sind dann jedoch die Älteren gewesen. Aber es waren alles etwas entfernte Götter. Dass man ein enges Verhältnis zu ihnen hatte, kann ich nicht erinnern.

Christine Schick: Aber die Wissenschaft war dann doch auch ein Stück zu langweilig, und Sie haben ja vorher gesagt, habilitiert hätten Sie sich wahrscheinlich nicht.

Inge Jens: Nun, früher, bevor ich verheiratet war, hätte ich mich natürlich habilitiert, wenn ich dies Angebot bekommen hätte. Aber ich kann auch nicht sagen: gleich nach der Promotion, denn ich habe promoviert als ich schon verheiratet war, 1953. Ich habe 1951 geheiratet, war also bereits zwei Jahre verheiratet, und dann fragen Sie sich natürlich, ist eine Habilitation sinnvoll, zumal ich nie den Wunsch hatte, selbstständige Literaturwissenschaftlerin zu werden und gar Kollegs zu halten. Ich besaß eine realistische Einschätzung meiner Kräfte: Ich hatte einen Mann und ich wollte Kinder. Sie können jetzt natürlich sagen: das zeigt, dass Ihnen die Habilitation nicht wichtig genug war. Das ist richtig. Wenn ich es unbedingt gewollt hätte, dann hätte ich es auch unbedingt gemacht. Ich hatte allerdings auch größte Hochachtung vor dem Wissen der Professoren, die ich dann erst durch meine Ehe etwas näher kennen lernte. Und ich dachte: Mensch, ob du das je erreichst? Das war mir wirklich zweifelhaft. Aber ich habe Ausschau gehalten, ob es etwas gäbe, das sich besser mit meinem jeweiligen Leben vereinbaren ließe. Und das hat eigentlich immer ganz gut geklappt. Es ist mir gelungen, mir den Freiraum zu schaffen, den ich brauchte. Aber ob es für die strenge Wissenschaft gereicht hätte...? Ich habe es ja gesehen in den zwei Jahren Lehrtätigkeit an der Universität, da habe ich wirklich ganztags gearbeitet. Das ist so ungefähr meine härteste Zeit gewesen, ich hab's gern gemacht, es hat mich interessiert, aber ich habe mir auch gesagt: Du hast recht daran getan, es früher nicht zu machen; denn mit einem kleinen Kind, hätte ich das vermutlich nicht geschafft. Und Entlastungen gab es nicht, meine Mutter war in Hamburg und meine Schwiegermutter ebenfalls. Kinder mal abstellen, mal eine Oma holen, war nicht. Ich hatte nachher gelegentlich Aupairmädchen, da ging's leichter. Diesen Bereich kann man nicht „ausschalten“, sonst hätte ich auf Kinder verzichten müssen. Die Alternative hat sich in meiner Generation noch ziemlich deutlich gestellt. Natürlich hätte man die Probleme überwinden können, aber mit sehr schwierig zu bewerkstelligenden Strategien. Ich hätte vielleicht nach Hamburg gehen können, dann hätte meine Mutter das Kind genommen: Mutter und Schwiegermutter, das wäre möglich gewesen. Dann wäre mein Mann in Tübingen geblieben, und das wollte ich auch wieder nicht. Es hätten sich sicher Wege finden lassen, wenn ich es unbedingt gewollt hätte. Dass ich die Wege nicht gegangen bin, zeigt mir, dass ich es vielleicht nicht unbedingt gewollt habe. Aber das war damals. Doch auch heute ist es immer noch schwer, Beruf und Kinder zu vereinbaren. Gerade in der Wissenschaft, wo Sie sich wirklich sehr ausschließlich mit einem Problem beschäftigen müssen. Sie können Ihre Arbeit nicht unterbrechen. Wenn Sie jede Stunde wieder rausgerissen werden, um Windeln zu waschen oder irgendwas zu machen, wird's schwierig, d.h. solange die Kinder noch in den Windeln sind, geht's sogar noch, aber später wenn sie rumlaufen.... Und nachts? Ich war nie ein Nachtarbeiter, das ist mir immer schwer gefallen. Dazu war ich auch nicht gesund genug. Das hätte ich rein physisch nicht geschafft. Nun ja, ich hab's halt so gemacht, und das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Ich habe im Grunde sehr häufig das machen können, was ich wollte, was mir auch Freude gemacht hat. Und da ich offensichtlich so veranlagt bin, dass es viele Dinge gibt, die ich gekonnt und die ich auch gern gemacht hätte, ist es dann auch nicht schlimm gewesen, dass ich auf ein oder zwei Sachen verzichten musste, die auch im Bereich meiner Möglichkeiten gelegen hätten. Ich wäre sicher keine schlechte Ärztin geworden, vermutlich auch keine schlechte Dozentin oder Professorin. Aber nun ja, ich bin dann auch keine schlechte Editorin geworden.

Christine Schick: Ich habe mich nachher gefragt, sie sind ja recht früh eigentlich von Hamburg nach Tübingen gegangen, wie haben sie es empfunden als Frau? War das vielleicht ein Stück weit ein Rückschritt in Bezug auf die Liberalität im Leben?

Inge Jens: In wie fern? Da versteh ich die Frage nicht.

Christine Schick: Also vom Umgang her, vielleicht war's in Hamburg schon sehr viel offener?

Inge Jens: Nein. Sicherlich, es gab Sitten und Gebräuche hier in Tübingen, an die ich mich gewöhnen musste. Der berühmte Kleiderschrank in den Studentenbuden, zu dem die Wirtin jeder Zeit Zugang hatte. Aber das traf jeden, und das habe ich nicht als besonders diskriminierend empfunden. Außerdem: Bei mir stand er nicht im Zimmer. Aber im Prinzip galt natürlich, dass Männerbesuch nur bis um zehn Uhr oder acht Uhr gestattet war.

Christine Schick: Aber er war schon erlaubt?

Inge Jens: Ja, doch. In Tübingen, ja. Diese Stadt hat zeitlebens von der Universität gelebt und Mädchen zahlen gleiche Mieten wie die Jungs auch; das hatte man begriffen. Es gab sicherlich Wirtinnen, bei deren Studentinnen kein Mann auftauchen konnte, aber meine gehörte nicht dazu. Das war alles relativ normal. Und auch zu Hause, ich meine da hätten natürlich Knaben übernachten können, aber eben mit dem Wissen meiner Eltern. Mit meinem Bruder zusammen in einem Zimmer oder so. Also der Unterschied war eigentlich nicht sehr groß. Jedenfalls habe ich es nicht so empfunden. Ansonsten muss ich sagen, habe ich die neue Freiheit unendlich genossen. Ich fand es schön, mal nur sich verantwortlich zu sein. Nicht noch die ganze Familie drum herum zu haben. Sicherlich: Ich war gern zu Hause. Ich habe auch keine Schwierigkeiten mit meiner Familie gehabt, aber es fällt natürlich ein Haufen von Rücksichten weg, wenn Sie plötzlich allein sind.

Christine Schick: Sie haben wahrscheinlich noch im Haushalt mitgeholfen....?

Inge Jens: Ja natürlich, das war klar, wir hatten alle unsere Aufgaben. Jeden Samstag musste die Küche sauber gemacht werden. Ich weiß nicht warum. Ich fand's grauenvoll, aber es musste gemacht werden. Und jetzt musste das eben nicht mehr gemacht werden bzw. nicht von mir, und es war auch nicht mehr meine Sorge, ob meine Wirtin die Küche machte oder nicht. Das ging mich nichts an. Ich hatte keine Küche, ich konnte die Küche mitbenutzen, aber das war's denn. Ich konnte gehen, ohne mich abzumelden. Zwar konnte ich das auch zu Hause, aber wenn Sie in einer Gemeinschaft leben, dann sagen Sie, ich komme heute erst um neun, oder: ich komme nicht zum Abendessen. Das ist einfach eine Form des agreements und der selbstverständlichen Höflichkeit, die Sie auch nicht wesentlich einschränkt. Aber dass ich mich jetzt auch plötzlich spontan entscheiden konnte, fand ich doch sehr schön. Nein, ich fand es in Tübingen eigentlich aufregender, liberaler, großzügiger. Ich kann mich an keine Einschränkungen erinnern, die mich wesentlich beschnitten hätten.

Christine Schick: Wie war dann Ihr erster Eindruck dann als Sie an die Universität kamen?

Inge Jens: Die Uni war wunderbar, sie war nämlich klein. In den Seminaren saßen, was weiß ich, zwanzig Leute. In Hamburg waren die Seminare so groß gewesen, dass sie im zweitgrößten Hörsaal der Uni stattfinden mussten. Also immer eine Massenabfütterung. Nur in der Pädagogik bei Wilhelm Flitner waren wir etwas weniger, da konnte man auch schon mal ein Referat halten. Dass man hier mit so wenig Leuten studieren konnte, dass, wenn der Hörsaal neun in der Neuen Aula voll war, die Veranstaltung schon ungeheuer gut besucht war, dass das schon eine volle Vorlesung war, das war etwas, was ich gar nicht kannte. Zudem: die Stadt war klein, man traf schnell die gleichen Leute wieder. Also war es nicht schwer, so ein Netz von Bekannten zu finden. Gut, keine Freunde, aber das war auch nicht so wichtig. Man kannte Kommilitonen: das war viel. Außerdem faszinierte mich die Landschaft. Ich bin mit dem Rad bis an den Bodensee geradelt, in den Pfingstferien, mutterseelenallein. Alles das war leicht möglich.

Christine Schick: Wie haben Sie das gemacht? Ein Zelt mit dabei gehabt?

Inge Jens: Nein, ich habe in Klöstern übernachtet, das ging ganz gut. Bei den Mönchen in Obermarchtal z.B.. Man traf unterwegs viele Radreisende, fuhr dann ein paar Kilometer zusammen und trennte sich wieder. Aber man hatte erfahren, wo man übernachten konnte, welcher Bauer einen wo schlafen ließ. Das war nicht schwierig. Es war ja auch nicht halb oder nicht ein zehntel so viel Verkehr wie heute. Man fuhr lässig auf den Landstrassen neben einander her. Ich weiß noch: Die katholische Studentengemeinde tagte am Bodensee, und ich bin mal eines Abends dort vorbeigefahren, weil ich jemand kannte. Die waren aber alle sehr freundlich, ließen mich sogar bei sich schlafen. Ich weiß, dass ich nur ein einziges Mal für vierfünfzig im Gasthof übernachten musste; das war sehr viel Geld. Aber es war, wie gesagt, auf einer zehntägigen Fahrt das einzige - Mal. Ich bin auch nach Freiburg geradelt und habe mir dort die Professoren angehört. Nachdem ich meinen Mann kennen gelernt hatte, der in Freiburg studierte und mir immer von dieser Stadt vorschwärmt. Ich dachte, ich müsste mir das mal angucken und bin die nächsten Ferien durch den Schwarzwald nach Freiburg geradelt. Das konnten Sie als Frau gut alleine machen. Das war kein Problem. Durch den Krieg waren wir natürlich auch gewöhnt, uns alleine durchzuschlagen, und notfalls auch gegen Männer, gegen Soldaten, zu behaupten.

Christine Schick: Gab's da schon frühere Erlebnisse, wo man sich gegen Gewalt behaupten musste?

Inge Jens: Nein Gewalt, habe ich nicht erlebt. Es gab Annährungsversuche, aber wenn man sagte: „Ne, komm, lass das bitte“, dann war's gut. Nein, Gewalt habe ich keine erlebt. Hat's sicher auch gegeben, es war aber nicht in dem Maße das Problem wie heute. Die hatten alle genug von Gewalt. Gewalt hatten wir nun wirklich Jahre lang gehabt. Jeder freute sich, wenn's freundlich und friedlich zuing. Gut gelegentlich flippte mal einer aus, aber das war alles gut in den Griff zu kriegen. Die Studenten waren vorwiegend Leute hier aus der Umgebung. Es gab wenig Auswärtige. Die meisten fuhren Sonntags nach Hause und die, die da blieben, fuhren Sonntags irgendwo Rad. Und dann gab's natürlich auch Arbeit: Referate, Lektüre. Da musste man auch mal ein Wochenende durcharbeiten. Ich war damals sehr fleißig, es war ja alles so bequem bei einander: UB, Seminar ect.. Ich habe die Zeit in guter Erinnerung, vor allem auch das Studium generale. Das war eine neue Erfahrung. Jeden Donnerstag gab es einen ‚dies universitatis‘, Donnerstags, den ganzen Tag durch, das ganze Semester über. Helmut Thielcke und Romano Guardini lasen, aber auch die Juristen oder Rückert, der Kirchenhistoriker. Es waren allgemein bildende Vorlesungen immer Donnerstag zu einer bestimmten Zeit. Aber Sie konnten auch Fachvorlesungen in anderen Disziplinen besuchen. Ich hörte Jugendpsychiatrie bei Reinhard Lempp – freitags von zwei bis vier, eine schreckliche Zeit, aber ich wollte das hören. Ich ging zu dem Dozenten und sagte: „Ich möchte an ihrer Vorlesung teilnehmen und darf ich?“, und der sagte: „Selbstverständlich“. Das war kein Problem.

Christine Schick: Sie haben die Bildung einfach genossen?

Inge Jens: Ja, auch die Freiheit. Richtig studieren gelernt habe ich erst in Tübingen. Aber Frauen? Wusste ich nicht, dass ich bei einer Frau studiert habe. Ich wüsste nicht mal, ob es hier eine Dozentin gegeben hat. Ich weiß bei meinem Vorstellungsgespräch vor der Fakultät war keine Frau dabei. Es war kompliziert damals in Tübingen studieren zu dürfen.

Christine Schick: Stimmt, können Sie das noch mal erzählen?

Inge Jens: Im vierten Semester wollte ich nach Tübingen wechseln. Aber zunächst musste man Zeugnisse vorlegen. Die hatte ich eingeschickt. Dann wurde ich zur Vorstellung eingeladen. Ich kam vor ein relativ großes Fachkollegium. Ich weiß nicht mehr, ob es der ganze Senat war, der damals ja auch noch nicht so groß war, aber es waren Professoren aller Fakultäten. Das Gespräch fand im großen Senat statt, wenn ich mich richtig erinnere. Und alle stellten Fragen.

Christine Schick: Ich dachte das waren fachliche Leute...

Inge Jens: Nein, es waren Professoren aller Fakultäten. Ich nehme an, irgend so ein Zulassungsausschuss oder so. Ich schätze es waren zwanzig oder fünfundzwanzig Leute, die da saßen und die sich nun mit uns unterhalten mussten. Gott, es ist furchtbar lange her, ich würde sagen, es dauerte etwas eine halbe Stunde dauerte. Es kann aber auch länger gewesen sein. In dem Gremium, das weiß ich genau, war keine Frau. Auch in der Fakultät, vor der ich nach meiner Promotion diesen akademischen Eid ableisten musste, den Schadewald gerade eingeführt hatte, war keine einzige Frau, auch das weiß ich noch genau. Da saß ein Gremium von wirklich ernsthaft blickenden, wohlgekleideten Männern, von denen ich natürlich einige kannte, und die kannten mich auch, verzogen aber keine Miene. Doch das war später. Zunächst bestand ich die Aufnahmeprüfung und durfte in Tübingen studieren: ein normale Studentin unter vielen. Erst nachdem ich geheiratet hatte, ergab sich ein neues Problem. Ich war nun eine Dozentenfrau und ich studierte. Weil ich wusste, dass Dozentenkinder keine Studiengebühren zahlen mussten, fragte ich, ob ich auch davon befreit werden könnte. In der Verwaltung traf ich freundliche, aber ratlose Leute. Das war ein neues Problem, dass jemand eine Dozentenfrau war und noch studierte. Das war etwas, was kaum noch zusammenging.

Christine Schick: Das heißt, das gab's in Tübingen zu der Zeit nicht?

Inge Jens: Nein, das gab es eigentlich nicht. Es hat ganz sicher verheiratete Frauen gegeben, auch unter den Studentinnen, es hat auch verwitwete Frauen gegeben, deren Männer gefallen waren. Wie das gehandhabt würde, das kann ich nicht sagen. Ich persönlich erinnere mich an keine verheiratete Frau, mit der ich zusammen studiert habe. Aber ich weiß, dass es das gegeben hat. Bei mir machte der neue Status, wie gesagt, große Schwierigkeiten. Nicht das Studium, ich wurde einfach weiter immatrikuliert, unter anderem Namen, das machte nichts aus. Aber der Wunsch umsonst studieren zu wollen, schuf eine neues Problem. Aber man gab sich Mühe, mir zu helfen, und nach zehn Tagen kam mir ein Mitarbeiter strahlend entgegen und sagte „ich hab's gefunden, es geht, es geht!“ Irgendwo hatte er ein Gesetz gefunden, das sagte, Frauen sind den Kindern gleichzustellen.

Christine Schick: Na toll, aber gut.

Inge Jens: Schön ausgedrückt: Frauen sind den Kindern gleichzustellen, wir haben damals darüber sehr gelacht. Aber der Mann fand es auch komisch, muss ich zu seinen Ehren sagen. Und ich sagte mir, auch wenn Frauen den Kindern gleichzustellen sind: Hauptsache Du muss nicht zahlen. Denn so groß war das Privatdozenten Gehalt dann auch nicht.

Christine Schick: Waren das denn hohe Gebühren damals?

Inge Jens: Nein, das waren sie sicher nicht, aber es waren Gebühren. Was heißt hoch?

Christine Schick: Das hat ja auch variiert. In den dreißiger Jahren musste man ja für jede Vorlesung einzeln zahlen.

Inge Jens: Das musste man damals auch. Ich hatte in Hamburg schon Gebührennachlass gehabt, weil mein Vater nichts verdiente, in Tübingen musste ich erst einmal voll zahlen, ich schätze es werden so hundert, hundertfünfzig Mark gewesen sein. Das merkte man schon. Haben oder nicht haben machte schon viel aus. Also komischerweise, ich kann mich an die Summe nicht erinnern.

Christine Schick: Das sind ja auch so Nebensächlichkeiten, aber für die Vorlesung hat man also auch extra gezahlt.

Inge Jens: Man musste jede Vorlesung im Studienbuch attestieren lassen, auch die Seminare. Das wurde dann berechnet. An die Modalitäten kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß nur, dass die sogenannte Rückmeldung immer ein ziemlich aufwendiges Geschäft war. Da war's voll, d.h. das was wir damals als voll empfanden. Das hat mit der heutigen Fülle wenig zu tun. Wenn da so zehn, fünfzehn Leute vor einem waren, dann war das für uns schon voll. Und da musste ich nichts bezahlen, das weiß ich noch. Und auch später musste ich nie mehr bezahlen.

Christine Schick: Das war auch der Übergang zum Pädagogikstudium, wo sie dann nachher...oder war das schon vorher?

Inge Jens: Nein, das war vorher.

Christine Schick: Für die Promotion?

Inge Jens: ja. Für das Pädagogikstudium habe ich nicht gezahlt. Da gab's wahrscheinlich schon Gebührenfreiheit. Doch ganz sicher bin ich nicht. Das Studienbuch muss ich noch irgendwo haben.

Christine Schick: Aber praktisch nach der Heirat haben Sie gefragt und....

Inge Jens: Es war in der Zeit zwischen Hochzeit und Promotion. Ich musste erst mal meine acht Semester oder zehn Semester zu Ende machen. Und während dieser Zeit zahlte ich nicht.

Christine Schick: Und in dem Gremium, vor dem sie dann die expressionistische Novelle verteidigt haben, waren auch nur Männer?

Inge Jens: Das waren auch nur Männer, das weiß ich. Aber verteidigen musste ich die Arbeit nicht, das ging anders vor sich. Wir mussten drei Prüfungen absolvieren, in drei Fächern. Zunächst hat mich Paul Kluckhohn geprüft, mein Doktorvater, ein Germanist. Dann Karl August Weber, der Anglist und dann Hans Wenke, der Pädagoge. Also drei Prüfungen, an einem Tag. Da saßen an allen Ecken des großen Senats dann irgendwelche Professoren mit irgendwelchen Studenten oder Studentinnen und prüften sie eine halbe Stunde oder eine Stunde lang.

Christine Schick: Ein persönliches Gespräch...

Inge Jens: Ja, eine halbe Stunde im Nebenfach und eine Stunde Hauptfach. Und danach, wenn man bestanden hatte, musste man vor der Fakultät einen Eid schwören, dass man als Doktor keine silbernen Löffel klauen würde. Ich weiß nicht mehr genau wie der Wortlaut war, aber die Formel muss ja noch irgendwo zu finden sein. Das hatte der Dekan Wolfgang Schadewald eingeführt. Es

war eine umstrittene Sache, und ist später auch wieder fallengelassen worden. Ich fand es eher komisch als feierlich, zumal alle so ernste Gesichter machten. Aber ich war in erster Linie natürlich erleichtert. Außerdem waren wir mehrere, da war ich nicht allein.

Christine Schick: Das hat man zusammen gemacht?

Inge Jens: Ja, alle, die an dem Tag geprüft worden waren, vielleicht vier oder fünf. Aber dafür will ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Das weiß ich nicht mehr genau.

Christine Schick: Das ist etwas, was es so ja nicht mehr gibt. Man hat sein Studium abgeschlossen und hat gleichzeitig die Promotion abgeschlossen, habe ich das richtig verstanden?

Inge Jens: Ja, mein Studium wurde durch die Promotion abgeschlossen. Das war praktisch die Abschlussprüfung. Aber ich hätte auch nach der Promotion noch das Staatsexamen machen können, selbstverständlich. Aber es gab außer dem Latinum für die Promotion keine Voraussetzung: Sie mussten kein Staatsexamen oder Magister vorweisen, um zur Promotion zugelassen zu werden.

Christine Schick: Sie haben vorher das auch angedeutet gehabt...die Kriegsheimkehrer haben es praktisch verhindert, dass sie Medizin studieren konnten. Waren Sie da sehr sauer?

Inge Jens: Nein, nein, irgendwo sah man das natürlich ein. Ich weiß, dass ich dachte, es ist schade, aber, mein Gott diese armen Schweine, die sind jetzt sechs Jahre, oder was weiß ich, in Russland gewesen, und uns ist es ja noch relativ gut gegangen. Es war nicht schön, aber gemessen an dem.... Ich habe es allerdings auch als eine geschlechtspezifische Benachteiligung angesehen, ich habe es aber auch immer als einen geschlechtsspezifischen Vorteil gesehen, nicht Soldat werden zu müssen. Denn an Wehrdienstverweigerung wäre unter den Nazis nicht zu denken gewesen. Ich habe schon früh gedacht, du hast Nachteile, aber der eine riesige Vorteil, nicht Soldat werden zu müssen, wiegt ungeheuer viele Nachteile auf. Das ist jetzt natürlich ex post gedacht. Ich weiß noch, damals hatte ich eine Klassenkameradin, die aus irgendeinem Grunde Medizin studieren konnte, vielleicht waren ihre Eltern verfolgt gewesen. Politische Benachteiligungen, Aussonderungsverfahren, die unter den Nazis sehr rigide gewesen waren, bemühte man sich, wo immer möglich, zu kompensieren, berechtigterweise. Aber ich weiß nicht, warum sie Medizin studieren konnte. Sie war etwas älter als ich. Da habe ich manchmal gedacht, es wäre jetzt schön, wenn du mit ihr gehen könntest. Aber ich kann nicht erinnern, dass ich wirklich gelitten hätte.

Christine Schick: Aber es stimmt natürlich was Sie sagen, dass es immer Vor- und Nachteile gibt.

Inge Jens: Ich habe - das ist natürlich eine gewisse glückliche Veranlagung - eines früh gelernt: Wenn der zunächst gewählte Weg A irgendwie verbaut war, nicht weiter ging, sich dafür aber die Möglichkeiten B und C öffneten, dann wählte ich meinetwegen C und sagte mit: jetzt machst du C und trauerst nicht A und B nach, nicht um B, weil du eine Chance nicht ergriffen hast und nicht um A, weil dir der Weg aus irgendeinem Grunde versagt war. Das ist natürlich eine Lebenshaltung, die einem vieles erleichtert. Sind sie besser dran als viele andere, die immer nur sagen, ach hätte ich doch... und: da wäre ich glücklich geworden... Ich habe das große Glück gehabt, dass ich auf dem Weg C dann große Befriedigung gefunden habe und das Gefühl hatte, dass durch diesen Weg auch ein Teil meiner Begabung geweckt wurde, der sonst vielleicht brach gelegen hätte. Ob Weg A andere Begabungen zum Tragen gebracht hätte, das kann ich nicht sagen, weil ich A nicht

gegangen bin. Aber ich denke, wenn man es kann, sollte man die Chancen, die sich einem bieten, ergreifen, und nicht den Chancen, die einem verwehrt bleiben, nachtrauern.

Christine Schick: Das stimmt.

Inge Jens: Ich hätte das damals natürlich nicht so formulieren können. Ich war gelegentlich auch traurig, es ist mir manches schwer gefallen, aber ich kann mich nicht daran erinnern, wirklich gelitten, bis zur Handlungsunfähigkeit getrauert zu haben oder depressiv geworden zu sein. Nun war die Zeit natürlich auch anderes als heute. Sie wurden einfach auch gefordert, und wir hatten durch den Krieg gelernt, einen Weg, der sich als gangbar erwies, auch dankbar zu gehen, weil ja so viele Wege immer wieder zugeschüttet worden waren. Vieles war nicht möglich gewesen. Solang man aber überhaupt Möglichkeiten hatte, ging's einem ja noch relativ gut.

Christine Schick: Aus der Zeit heraus dann einfach auch so...

Inge Jens: Ja natürlich, wenn alle Fenster kaputt waren und aller Deckenstuck abgefallen war, alle Wände Risse hatten, aber das Haus noch stand, war man einfach gut dran. Und dann dachte man nicht, ach Gott wie schön wäre es jetzt, wenn die Fenster noch drin wären. Sondern man war froh, dass man noch ein Dach über dem Kopf hatte – auch wenn das mit dem Dach nicht ganz perfekt war. Dann ließ man sich halt was einfallen, dann spannte man z.B. Betttücher unter die Decke, dass einem nicht dauernd der Kalk von oben ins Essen fiel, und fürs Licht gab's ja Rollglas, das man vor die Fenster hämmern konnte.

Christine Schick: Ah, ja?

Inge Jens: Na ja Rollglas ist natürlich auch ein euphemistischer Ausdruck, das war durchsichtiges Plastik mit Metallfolien versetzt.

Christine Schick: Dass ein bisschen Licht reinkam?

Inge Jens: Ja, das konnte man dann vor die Fenster nageln. Und es war so hell, dass man nicht immer Licht brennen lassen musste. Ansonsten musste man eben die Fenster mit Brettern zuhauen. Diese ganz primitiven Dinge lehrten einen, Glück und Unglück doch ein bisschen anders zu sehen. Vor allem, wenn Sie jung sind. Mein großes Glück war es, nicht früher geboren zu sein. Wenn ich nur zehn Jahre älter gewesen wäre, wenn ich vielleicht einen Mann gehabt hätte, der Soldat hätte sein müssen, der irgendwo an der Front gewesen wäre, oder ich hätte Kinder gehabt, mit denen ich immer in den Luftschutzkeller hätte gehen müssen, wäre ich schlechter dran gewesen. Ich meine, so zwischen zehn und zwanzig sind Sie einfach am unternehmungslustigsten, und in der Lage, auch objektiv scheußlichen Dingen immer noch eine sportlich Note abzugewinnen. Sie machen vieles leichter, weil Sie ganz natürlich ihre Kräfte irgendwo einsetzen wollen. Und wenn Sie dann noch das Gefühl haben: es ist sinnvoll, was du machst, angesichts dieser riesen Sinnlosigkeit, stimmt Ihr Leben. Da geht es um jede kleine Handreichung, jede kleine Hilfe, die Sie leisten können. Ich habe damals im Krankenhaus gearbeitet, keine leichte Arbeit, aber sie hat mit Spaß gemacht, weil sie mir Befriedigung verschaffte.

Christine Schick: Die konkrete Arbeit?

Inge Jens: Ja, die konkrete Arbeit, das konkrete Helfen-Können. In so fern habe ich den Krieg im besten Alter erlebt, da wo man's am leichtesten machen kann. Ich habe in einer Vermisstenstelle

gearbeitet und habe mir hinterher x-mal gesagt, wärst Du nur zehn Jahre älter gewesen, Du hättest nicht gewusst, was Du diesen armen Schweinen antworten solltest. Als halbes Kind mit fünfzehn, da sagen Sie irgendwas: es fällt Ihnen irgendwas ein, weil Sie die Konsequenzen nicht bedenken. Sie sind einfach nicht in der Lage, sich ganz in diesen Mann hineinzufühlen; es überwiegt das Bedürfnis, zu helfen, in diesem konkreten Augenblick, und alle weiterreichenden Bedenken, die Sie sonst vielleicht davon abgehalten hätten, irgendeinen Quatsch zureden, existieren nicht. Nein, Quatsch war's auch nicht, wir verbanden ja schon konkrete Vorstellungen mit dem, was wir sagten, und handelten ja auch konkret. Aber als Erwachsener wäre das viel, viel schwieriger gewesen. Und der Krieg war vorbei, als ich anfing, erwachsen zu werden. In so fern hatte ich auch großes Glück mit dem Studium: die Welt tat sich mir auf, in einem Moment, in dem sie dann wirklich offen war oder offen wurde.

Christine Schick: Und man konnte über das nachdenken, was passiert war.

Inge Jens: Ja, Und man lernte und bekam Kategorien zur Bewältigung des Gewesenen an die Hand. Ich denke, meine Generation, zumindest, was die Frauen betraf, war da schon gut dran. Ich meine, wir hatten den Krieg noch mitbekommen, aber wir hatten die Probleme nicht in einer Lage mit großer Verantwortung z.B. für Kinder oder alte Eltern bewältigen müssen. Wäre ich in Ostpreußen gewesen, hätte ich im Treck fliehen müssen. Und auch den hätte ich lieber als Kind mitgemacht denn als Erwachsener. Oder als Jugendlicher, sagen wir mal, als Kind ist man vielleicht zu hilflos, aber als Jugendlicher können sie doch eine ganze Menge ertragen und wissen sich zu helfen: Sie entwickeln leichter Strategien, weil Sie nicht durch zu viel Reflexion belastet sind. Aber auf der anderen Seite können Sie so weit denken, dass Sie in der Lage sind, Strategien zu entwickeln. Insofern war ich schon gut dran.

Christine Schick: Und im Vergleich dazu die Achtundsechziger, die ja wieder ganz anders waren?

Inge Jens: Ja, die Achtundsechziger sind mir damals natürlich fremd geblieben. Das ist klar. Ich habe zwar gelernt, zu verstehen, was sie wollten und fand auch manches richtig. Trotzdem blieben sie mir gefühlsmäßig in ihren Unmutsäußerungen und ihren Streiks fremd. Die Solidarisierung, die partielle, erfolgte bei mir absolut über den Verstand. Ich hatte keinen spontanen....

Christine Schick: Also nicht so einen emotionalen Bezug?

Inge Jens: Nein, zu der Bewegung nicht. Ich sah, dass sie in vielem Recht hatten, vieles konnte ich auch nachvollziehen, aber ich war eben gar nicht gewöhnt, Kollektivlösungen zu bedenken. Ich war immer nur darauf getrimmt, Einzellösungen zu entwerfen. Nicht nur für mich, sondern auch für andere. Zu Egoisten hatte uns die Zeit nicht erzogen – ganz bestimmt nicht. Ich habe mich mit den Achtundsechzigern zum Teil auch wirklich angelegt. Ich bin oft zu ihren Treffen gegangen, weil es mich interessierte und weil ich finde, wenn man in einer Universitätsstadt lebt, muss man wissen, was an der Uni passiert. Ich erinnere mich an einen Abend im Audimax. Es war zehn Uhr und der Hausmeister kam, um zuzuschließen. Die Veranstalter sagten, wir sind doch lange noch nicht fertig und lassen uns die Veranstaltung nicht kaputt machen. Und dann kamen sie auf die glorreiche Idee „Wir sammeln, sammeln für den Hausmeister und sammeln für die Garderobenfrauen, damit sie über zehn Uhr hinaus bleiben sollten.“

Christine Schick: Weil sie Überstunden machen mussten...?

Inge Jens: Weil sie Überstunden machen sollten und weil natürlich „das System“ keine Überstunden bezahlte. Ich habe damals die Studenten gefragt, habt Ihr die Leute gefragt, ob sie überhaupt bleiben wollen oder ob sie vielleicht nach Hause möchten? Natürlich nicht. Da platze mir der Kragen. „Ihr habt gut gelernt beim Kapitalismus, Kinder, Ihr seid besser als die schlechtesten bzw. besten Kapitalisten!“ Da habe ich mich manchmal wirklich angelegt mit ihnen, weil es mich geärgert hat, wie man wegen einer angeblichen Idee über Menschen hinwegging. Das war bei den Nazis auch der Fall gewesen. Und nun kommen Leute von Links mit zwar besseren Argumenten und ohne Bedrohung für Leib und Leben der Andersdenkenden – und wiederum spielten die Interessen des Einzelnen keine Rolle: Die Frau wird nicht gefragt, ob sie vielleicht um zehn Uhr nach Hause möchte, ob da vielleicht ein Mann oder Kinder warten. Sondern wir beschließen etwas und geben ihr Geld. Damit verpflichten wir sie und haben selbst ein gutes Gewissen. Da fand ich nun wirklich empörend.

Christine Schick: Stimmt.

Inge Jens: Auf dieser Ebene hatten wir gelegentlich Auseinandersetzungen. Um mich gegen die patriarchalen Urreste zu wehren, habe ich meinen Studenten auch immer gesagt: Ich kann Euch nur unterrichten, weil ich einen gut verdienenden Mann habe. Ich könnte mit dem, was ich hier verdiene, nicht unterrichten, es reicht nicht. Also wenn ihr das System ändern wollt, denkt auch mal an solche Sachen. Sie dachten mir zu wenig konkret, sie „nervten“ mich, wie es später heißen würde, dadurch, dass sie abstrakt-idealistisch dachten, und im konkreten oft inhuman handelten.

Christine Schick: Das waren auch Leute, die innerhalb der Universität Änderungen hätten anstoßen können, also was die Strukturen anbelangt?

Inge Jens: Es ging wahrscheinlich nicht anders. Wir wären wahrscheinlich alle nicht zum Nachdenken gekommen, wenn das nicht diese massiven Formen gehabt hätte. Trotzdem muss ich die Form nicht bejahen. Wie gesagt verstandesmäßig, ex post, habe ich viel nachvollziehen können, was mir konkret sehr contre cour ging. Es gibt ein Brecht Gedicht, das heißt glaube ich Nachtquartier, und geht in etwa so: „Ein Mann kommt und sagt: Ich kann jemanden beherbergen. Es schneit und es gehen zwei Obdachlose mit. Brecht fragt, zwei Menschen, ändert das etwas an der Grundsituation, dass hundert Leute kein Nachtquartier haben? Natürlich nicht, aber das Brechtgedicht schließt: Zwei Männer verbrachten die Nacht im Trockenen, der ihnen zugedachte Schnee fiel auf die Straße.“ Sehr schön. Das Gedicht hat mich nachdenklich gemacht.

Christine Schick: Wie war's nachher mit der Frauenbewegung? War das ähnlich, zu abstrakt?

Inge Jens: Die betraf mich zunächst nicht sehr. Ich habe sie unterstützt im Einzelfall, und fand richtig, was sie machten. Anfangs allerdings erschien mir vieles befremdlich, aber ich habe gelernt. Ich weiß noch, dass ich es anfangs absolut idiotisch fand, dass es Seminare geben sollte, zu denen keine Männer zugelassen wurden. Aber ich habe gelernt, dass es zwar au font idiotisch bleibt, aber dass es als Station auf dem Wege zur Emanzipation absolut notwendig ist, da viele Frauen sich nicht trauen oder trautes, in Gegenwart von Männern, etwas zu artikulieren, was sie unter sich artikulieren würden. Und in so fern fand ich es dann richtig, dass es Gemeinschaften gab, in denen Frauen unter Frauen lernten, frei zu reden und zu argumentieren. Dann allerdings muss man sie auf die Menschheit loslassen. Und sie müssen es auch Männern gegenüber lernen. Ich habe da viele Urteile revidiert, die sich doch als Vorurteile herausgestellt haben. Ich habe sowohl durch die Achtundsechziger wie auch durch die Frauenbewegung ungeheuer gelernt, obwohl ich ihnen

zunächst fern gestanden habe, auch deshalb, weil es nicht mehr meine Welt war. Ich war keine Studentin mehr: Und ich bin erst wieder als Lehrende mit ihnen zusammengekommen.

Christine Schick: Da haben sie auch nie Probleme gehabt in der Lehrzeit, dass man Sie anders behandelt hat als Männer?

Inge Jens: Nein. Die Studenten kamen ja freiwillig, die hätten ja nicht zu mir gemusst, die wollten bei mir lernen und es war ihnen, denke ich, ziemlich egal, ob der Lehrende Mann oder Frau war. Die fragten sich, ob ich das anständig mache oder nicht. Wenn nicht, wären sie wahrscheinlich weg geblieben. Die Geschlechtszugehörigkeit war nicht mein Problem, und ich glaube, auch nicht das Problem meiner Studenten. Jedenfalls haben wir das nie thematisiert. Aber ich bin auch durchaus heute noch dafür, dass Frauen gewissen Dinge erst unter sich besprechen; erst wenn sie eine klare Linie haben, sollen sie ausprobieren, wie das dann auf der freien Wildbahn funktioniert. Gewisse Schutzräume braucht der Mensch, wenn er sich über Dinge klar werden soll, das denke ich schon. Dann muss man allerdings sehr wohl nach draußen gehen. Denn wenn Sie sich heute die Situation an der Uni für Frauen ansehen, so ist sie besser als zu meiner Zeit, aber gut ist sie noch lange nicht. Es gibt vielleicht ein paar Kindergärten mehr und ein paar Ganztageeinrichtungen, aber es sind immer noch viel, viel, viel zu wenig. Und wenn Sie es sich nicht leisten können, privat auf Tagesmütter oder auf reale Mütter auszuweichen, dann ist es für eine Frau furchtbar schwer, Wissenschaft und Familie zu vereinen. Denn wenn die Frau einen Mann hat, so ist er meistens aus dem gleichen Milieu, das heißt: mit den gleichen Anforderungen konfrontiert. Und wenn Sie Kinder haben, ist es bestenfalls für einen Elternteil möglich, den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Man kann die Aufgaben teilen, aber das erfordert sehr viel guten Willen, sehr viel Überlegung, und sehr viel Diskussion, weil es ja oft rein technische Dinge sind, die Sie lösen müssen - in der Familie. Aber ich denke, man muss das Problem immer und immer wieder aufwerfen. Eine Frau mit Kindern ist als berufstätige Frau in dieser Gesellschaft auf weite Strecken verloren. Es ist viel erreicht worden, das möchte ich nicht kleiner machen. Wenn ich das mit meinem Werdegang vergleiche, der individuell besonders gut und günstig verlaufen ist. Aber ich hätte viele Sachen auch nicht machen können, wenn ich nicht in einer Kleinstadt gelebt hätte. Von hier zur UB ist es eine viertel Stunde. Da konnte ich arbeiten, wenn die Kinder in der Schule waren. Wenn ich in Hamburg erst eine halbe Stunde oder eine Stunde hätte fahren müssen, das hätte nicht funktioniert. Insofern stellen sich die Probleme überall anders, und in der Großstadt ist es noch lange nicht leichter.

Christine Schick: Ich glaub neun oder zehn Prozent sind dann eben wirklich habilitiert oder lehren als Professorinnen in Tübingen.

Inge Jens: Reden Sie mal mit Frau Gamer-Wallert. Haben Sie das mal getan?

Christine Schick: Nein, habe ich auch schon überlegt.

Inge Jens: Zu der sollten sie unbedingt gehen, denn sie ist eine Frau, die es geschafft hat. Aber mich hat eine Szene sehr beeindruckt: bei ihrer Verabschiedung gab es einen kleinen Empfang im kleinen Senat. Da haben ein paar Leute geredet, und sie hat sich bedanken wollen. Aber dann hatte sie doch sehr plötzlich mit den Tränen zu kämpfen, weil sie sich erinnerte, wie schwer es gewesen war, diese Laufbahn zu ergreifen. Dabei hat sie etwas gesagt, was sich mir tief eingepägt hat: „Es muss doch auch für eine Frau möglich sein, Kinder wollen und Ägyptologin zu sein. Muss ich ein Mann sein, damit mir beides möglich ist?“ Und Frau Gamer-Wallert hat einen Mann, der ein Maximum an Rücksicht genommen, sich ungeheuer für sie eingesetzt und ihr das Leben erleichtert

hat, wo immer er konnte. Aber einer muss ja das Geld verdienen, von dem die Familie leben kann. Zu Frau Gamer sollten Sie unbedingt gehen: Sie hat die Universitätskarriere geschafft - aber mit wie viel Opfern, mit wie viel Entbehrung, Disziplin. Es ist schon eindrucksvoll, wenn sie erzählt, da gehen Sie mal hin. Es ist ja auch so, dass Frauen ihr Ziel, wenn sie es erreichen, auch viel, viel später erreichen als Männer. Und wenn jetzt neue Zeitvorgaben und Verordnungen kommen, dann trifft in das erster Linie wiederum die Frauen. Darüber sollte ein Schicksal wie das meine, das in jeder Hinsicht exorbitant war, nicht hinwegtäuschen, da es Frauen nach wie vor schwerer haben. Ich hatte das Glück, dass ich meine Interessen verwirklichen konnte, ohne diese übliche Form von Entbehrung auf mich nehmen zu müssen. Dadurch, dass ich eben in Tübingen lebte, dass ich die Möglichkeit hatte, ein Aupairmädchen zu bezahlen, und dadurch, dass ich einen Mann hatte, der bereit war, mir zu helfen. Es war immer noch schwer genug, und ich habe oft gedacht, als Mann hätte ich bestimmt das Doppelte geschafft. Aber mir genügt das Einfache. Ich bin nicht unglücklich damit.